

Monica Arya

**The Favorite Girl**

*Übersetzt von Michelle Markau*

# THE FAVORITE GIRL



**MONICA ARYA**

VAJONA

*Für mein liebstes Mädchen, Mila. Du bist der Sonnenschein  
und das Licht, das die Welt braucht. Ich liebe dich, mein  
kleiner Schmetterling.*

*An alle, die sich mitten in einem Sturm befinden – ich hoffe,  
ihr denkt daran, dass es nur ein Kapitel ist und nicht eure  
ganze Geschichte. Ihr seid stark genug, um diesen Sturm zu  
überstehen. Die Sonne wird sich wieder zeigen. Das verspre-  
che ich euch. Dies ist unser Jetzt.*

# Anmerkung der Autorin

Liebe Leserin, lieber Leser,

ich fühle mich geehrt, dass du meinen Roman lesen willst. >The Favorite Girl< ist mein neuntes Buch und mein sechster Thriller. Es ist der *düsterste* meiner Thriller mit Horrorelementen und enthält **viele** Trigger. Wenn du irgendwelche Bedenken hast, kannst du mich unter [monicaaryaauthor@gmail.com](mailto:monicaaryaauthor@gmail.com) oder auf den sozialen Medien @monicaaryaauthor kontaktieren. Es gibt viele Themen, Beschreibungen und Szenen, die für manche beunruhigend sein könnten. Daher bitte ich dich, dir die Liste anzuschauen. Falls du dich entscheidest, weiterzulesen, wünsche ich dir viel Spaß mit >The Favorite Girl<. Falls du dich nach dem Lesen der Trigger dagegen entschieden hast, das Buch zu lesen: Ich habe viele andere Bücher, die etwas harmloser sind als dieses hier. Die Betonung liegt auf *etwas*.

In der Liste von Themen, die bei Leser\*innen Unwohlsein auslösen sind sehr düstere Inhalte, explizite Darstellungen von sexuellen Übergriffen und Vergewaltigungen, elterliche Vernachlässigung, Menschenhandel, Mord, Selbstverletzung, Entführung, sensorische Deprivation und Gewalt gegen Frauen und Folter.

Alles Gute und spannende Vibes wünscht Monica Arya

## Zweite Anmerkung der Autorin

Bist du wirklich sicher, dass du die Liste der Trigger nicht noch einmal lesen willst?

Noch hast du die Möglichkeit.

Na dann, du schaffst das. Ich schaffe das. Und los geht's.

Viel Spaß beim Lesen, meine kleinen Vögelchen ...



Dunkelheit. Es ist interessant, wie wir als Menschen darauf konditioniert sind, uns vor der Dunkelheit zu fürchten. Als Kinder hatten wir Angst vor dem, was da lauern könnte. Was ist, wenn ein Monster unter unserem Bett ist? Was ist, wenn sich der Boogiemann in unserem Kleiderschrank zwischen Wintermantel und Regenjacke versteckt? Was ist, wenn die Türen und Fenster wegen eines Eindringlings quietschen? Aber mittlerweile habe ich gelernt, dass ich mehr Angst vor der Dunkelheit habe, wenn ich weiß, was wirklich auf mich wartet.

Als Frauen sind wir darauf konditioniert, ständig in Angst zu leben. Du willst nach Hause, wenn es draußen dunkel ist? Dann solltest du deine Umgebung besser genau im Auge behalten. Du bist allein zu Hause? Das Knarren könnte von einem Einbrecher stammen. Du steigst in ein Uber? Dann überprüfe besser das Nummernschild und frage den Fahrer nach seinem Namen. Ein Auto fährt schon zu lange die gleiche Strecke wie du? Dann biege nicht in irgendeine Straße ein; fahre im Kreis herum, bis er dich verliert. Wir gehen niemals allein auf die Toilette. Es ist, als ob das Universum will, dass wir uns fürchten.

Doch trotz des angeborenen Bedürfnisses, überwachsam zu sein, haben wir gelegentlich auch eine fatale Schwäche. Wir sind zu vertrauensvoll. Wir vertrauen darauf, dass Menschen nicht zu abscheu-

lichen Handlungen fähig sind. Wir vertrauen darauf, dass unser Leben reibungslos und ohne Zwischenfälle verlaufen kann. Wir vertrauen darauf, dass uns jemand lieben, beschützen und retten wird.

Es gibt jedoch einen Grund dafür, dass wir darauf konditioniert sind, uns im Zustand der ständigen Angst zu befinden.

Denn Menschen *sind* in der Lage, grausame Verbrechen zu begehen, Leben zu zerstören und dafür zu sorgen, dass die Träume, die wir uns erhofft haben, niemals in Erfüllung gehen. Der größte Fehler, den wir machen, ist, zu glauben, dass wir unser Leben allein kontrollieren können. Doch selbst in unseren eigenen Leben sind wir oft nur Marionetten. Und ich bin sicher, dass es nichts Schrecklicheres gibt als das.



# KAPITEL 1

Wenn es eine Sache im Leben gab, die ich mit absoluter Sicherheit wusste, dann, dass es einen großen Unterschied zwischen Überleben und Aufblühen gab. Wenn zwei Autos zusammenstießen, sollte man meinen, dass nur die beiden beteiligten Autos betroffen waren, aber das stimmte nicht. Wenn sie kollidierten, staute sich der Verkehr und neugierige Autofahrer reckten die Hälse, um einen Blick zu erhaschen. Der Unfall verursachte ein Chaos, weil eine Person nicht aufgepasst oder jemand eine SMS geschrieben hatte, weil vielleicht ein betrunkener Fahrer beteiligt war oder einfach Murphys Gesetz galt. So ging es mir mit meinem Leben. Mein Leben war eine Aneinanderreihung von Dingen, die aufgrund von für mich getroffenen Entscheidungen schiefgingen. Oder, ehrlich gesagt, hatte ich einfach nur Pech.

Menschen, die nicht an Glück glauben, haben Glück, während diejenigen von uns, die daran glauben, zweifellos Pech haben.

Dasselbe gilt für das Schicksal. Wenn du ein großartiges Leben führst, dann schreib es nicht dem Schicksal zu, sondern glaube an dich selbst und an die harte Arbeit, die du geleistet hast, um das alles zu erreichen.

Und jetzt war ich hier, in einem beschissenen Super-7-Motel, verschlang Junkfood aus dem Automaten und betete dafür, dass



ich mein Schicksal ändern könnte. Vielleicht, nur vielleicht, würde ich das Glück einmal auf meiner Seite haben.

Ich nahm einen übertrieben großen Bissen von dem Twinkie vor mir, die Sahne spritzte mir in die Mundwinkel.

Ich legte den Kopf schief, als ich den kleinen, schwammigen Kuchen anhob.

»Du kleiner Bastard. Deine Produktion hätte man einstellen sollen. Du bist viel zu lecker für diese Welt«, seufzte ich.

Das hier mochte mein Tiefpunkt sein. Demi Rao, neunzehnjähriges Mädchen, sprach mit einem Twinkie.

*Bitte, Glück, hilf mir ... jetzt.*

Ich legte meine Füße auf den billigen Vinyltisch und starrte auf die vergilbte Tapete, die eindeutig aus den Siebzigerjahren stammte. Schauernd blickte ich auf den grünen Zottelteppich hinunter und nickte zustimmend.

Ich atmete tief durch und wusste, dass ich aufhören musste, so zu tun, als wäre ich eine Innenarchitektin, und dass ich die Augen nach einem echten Job aufhalten sollte. Schließlich sprach ich mit einem Twinkie und hatte nur etwa zweihundert Dollar in meiner Socke versteckt.

»Kindermädchen? Auf keinen Fall.« Ich tippte mit dem neongrünen Feuerzeug gegen mein Kinn, während ich in der Zeitungsrubrik des *Charlotte Observers* blätterte.

Der Geruch von Bleichmittel und Zigarettenrauch war erdrückend, aber ich wusste, dass ich nur nach Ablenkung suchte.

»Braucht etwa jeder ein Kindermädchen?« Ich zog meinen Finger in einer geraden Linie nach unten, als sich das Wort in der Spalte wiederholte. Warum hatten die Leute so viele Kinder, wenn sie nicht auf sie aufpassen konnten? Als ich die Rubrik weiter überflog, sah ich, dass auch Tankstellenangestellte, Empfangsdamen und, mein persönlicher Favorit, Models für Gebrauchtwagen gesucht wurden.

»Ja, nein, danke, Pädophile.« Ich schüttelte den Kopf und wollte die Zeitung schon wegwerfen, als mir ein Angebot ins Auge fiel, das etwas vielversprechender erschien.

Haushaltshilfe für den prominenten Dr. Ivory und seine Familie. Geschlossene Wohnanlage. Großzügige Bezahlung. Schicken Sie Ihren Lebenslauf und weitere Informationen an [ivorysurgery@gmail.com](mailto:ivorysurgery@gmail.com).

»Na, hallo, Glück ...« Aufgeregt markierte ich die Anzeige und schob meine Cap etwas zurück. Meine Finger waren neongrün verfärbt, auf meinen schwarzen Leggings lagen Junkfood-Reste, und ich wusste, dass ich wahrscheinlich aussah, als hätte ich seit Tagen nicht geduscht. Weil ich es auch nicht getan hatte. Die meisten Tage verbrachte ich auf Parkbänken oder lief ziellos umher, bis ich unter einem Baum zusammenbrach. In einem Motel übernachten zu können, war Luxus.

Aber das hier ... das würde unglaublich werden.



Ich brauchte eine Bleibe, ich brauchte ein regelmäßiges Einkommen und ich brauchte einen Job, bei dem ich keine neuen Fähigkeiten erlernen musste.

Meine Bildung war ... lückenhaft, um es vorsichtig auszudrücken. Nicht, dass ich nicht von Natur aus klug gewesen wäre, und ehrlich gesagt hatte ich so gern gelesen, dass ich Bücher verschlungen hatte. Ich hatte immer zur Schule gehen wollen, um vielleicht Psychologin zu werden und Mädchen zu helfen. Besonders Mädchen wie mir. Denjenigen, deren Leben verändert und beeinflusst worden war; den Mädchen, die nicht einmal die Chance hatten, zu träumen. Vielleicht hatte ich deshalb so gern gelesen. Ich konnte meiner Realität entfliehen und durch die Seiten und Worte anderer

tausend Leben leben. Dank der Bibliothek hatte ich sogar einen warmen Platz zum Lesen.

Ich hatte jede und alles sein können.

Ich hatte geliebt werden können. Ich hatte Neues entdecken können. *Ich hatte fühlen können ...*

Ich schaute wieder auf den alten Tisch, legte den Kopf schief, leckte mir über die Unterlippe und starrte auf die verrostete Schere. Als ich sie hin und her drehte, kratzte sie auf der Oberfläche, bis sich die dünne Plastikschiicht des Tisches leicht eindrückte.

»Nicht«, flüsterte ich mir zu. Doch Depressionen und Ängste machten sich gern bemerkbar, wenn man am schwächsten war. Auch wenn du auf die Knie fällst und dir Tränen in die Augen schießen, während du zu einem Gott betest, von dem du nicht weißt, ob es ihn gibt. Denn mal ehrlich, wie könnte ein übermächtiges Wesen all die Grausamkeiten geschehen lassen, die in der Welt passierten – vor allem, wenn man einige von ihnen erlebt hatte, bevor man überhaupt gelebt hatte?

Das war der Moment, in dem der ganze Schmerz an die Oberfläche kam, in dem die verängstigten Gedanken jede Vernunft überlagerten und es plötzlich einfacher war, das Metall zwischen den Fingern anzuheben und die Leggings auszuziehen.

Es war leicht, die Beine zu spreizen und die Innenseite des Oberschenkels zusammenzudrücken, in der Hoffnung, eine Stelle zu finden, die nicht so stark gezeichnet war. Und dann wurde es auch leicht, die Schere in die Haut zu drücken, bis Blut heraussickerte und man sich erinnern konnte ...

Dass man tatsächlich lebte.

*Denn ich spüre den verdammtten Schmerz, den ich mir selbst zufüge, aber wenigstens ... wenigstens bin ich diesmal diejenige, die ihn zufügt.*



## KAPITEL 2

Das Sonnenlicht schien durchs Fenster, und mein Kopf hämmerte. Ich kniff die Augen zusammen und verfluchte die Hitze in dem übelriechenden Motelzimmer. Es war Hochsommer in North Carolina, und durch die schwüle Luftfeuchtigkeit und die erstickende Hitze war das Zimmer im Wesentlichen eine Sauna geworden, in der die ganze Nacht über Fliegen um meinen schweißbedeckten Körper herumgeschwirrt waren.

Ich rutschte hoch, griff nach meiner Wasserflasche und schüttelte sie. Nichts.

»Verdammt!« Ich zerquetschte sie in meiner Handfläche und warf sie zu Boden. Die dünne Bettdecke mit Blumenmuster – die definitiv noch nie gewaschen worden war – lag auf dem Boden, und als ich auf die Laken hinunterblickte, entdeckte ich eine riesige Blutlache neben meinen Oberschenkeln.

Ich musste ohnmächtig geworden sein, nachdem ich Chirurgin an meinen Beinen gespielt und beschlossen hatte, dass eine ganze Flasche Wein für drei Dollar die Situation besser machen würde. Den Wein hatte ich stehlen können, indem ich ihn in meine Tasche gelegt und danach die Toilette an der Tankstelle benutzt hatte. Der Angestellte war Inder gewesen und hatte mich kein zweites Mal angesehen. Er hatte nicht geglaubt, dass ein gut erzogenes indisches Mädchen einen der ihren beklauen würde. Traurigerweise war ich

nicht gut erzogen worden. Ich war so gut wie gar nicht erzogen worden. Ich existierte einfach.

Aber das war ein entscheidender Moment gewesen. Ich war endgültig nicht mehr das Mädchen von damals.

Heute war der Tag, an dem ich mich auf mein Vorstellungsgespräch bei der Familie Ivory vorbereiten sollte, das morgen stattfinden würde.

Nachdem ich den Computer aus der Zeit der Modem-Ära benutzt hatte, erstellte ich schließlich eine neue E-Mail-Adresse und schickte Dr. Ivory eine Nachricht wegen der Zeitungsannonce. Seine Assistentin Carla hatte mir sofort geantwortet und mir ausführliche Informationen über das Interview gegeben. Ich war der Meinung, dass das etwas zu viel des Guten war, wenn man bedachte, dass ich mich als Haushaltshilfe und nicht als Krankenschwester bewarb, aber in der Not fraß der Teufel Fliegen.

Die E-Mail war seltsam, weil Carla Dinge auflistete, die ich vor meiner Ankunft morgen erledigen musste. Glücklicherweise hatte ich den schäbigen Rezeptionisten hier im Motel davon überzeugen können, die Liste für mich auszudrucken, auch wenn der Geizhals mich dafür hatte bezahlen lassen.

Ich nahm sie vom Nachttisch und las die Liste noch einmal.

Liebe Miss Rao,

wir freuen uns über Ihr Interesse an der Stelle, die bei der Familie Ivory zu besetzen ist. Dr. Ivory bittet Sie, morgen pünktlich um zwölf Uhr in 6207 Knights Place zu erscheinen. Es wird ein Mittagessen serviert werden. Gemäß den Richtlinien der Familie Ivory kleiden Sie sich bitte folgendermaßen: Ein einfaches, weißes Kleid oder eine weiße Hose und eine weiße Bluse.

Die Haare müssen ordentlich hochgesteckt sein, kein Schmuck und nur wenig Make-up, vorzugsweise Lippenstift in einem natürlichen Hutton. Die Nägel müssen geschnitten und unlackiert sein.

Danke, dass Sie die Ästhetik des Hauses und der Familie respektieren.

Mit freundlichen Grüßen  
Carla Cross

Nachdem ich die E-Mail mindestens zehnmal gelesen hatte, kramte ich die zerknitterte Zeitung aus dem Mülleimer, der mit klebrigem Ketchup und dem Fett der Pommes von McDonald's bedeckt war, die ich zum Mittag- und Abendessen gegessen hatte. Ich blätterte noch einmal durch die Kleinanzeigen und durchstöberte sogar mehrere Online-Angebote. Der Job, von dem ich am häufigsten las und für den keine Ausbildung erforderlich war, war entweder Kindermädchen oder Haushaltshilfe. Ich würde lieber Toiletten schrubben und möglicherweise Bleichmittel in die Augen bekommen, als mich um kleine Kinder kümmern zu müssen.

»Die Ästhetik des Hauses und der Familie? Was soll das überhaupt bedeuten?«, fragte ich mich laut. *Verdammte Reiche.*

Ich streckte die Arme über den Kopf und seufzte. Ich musste wirklich aufhören, alles zu überanalysieren. Ehrlich gesagt hatte mich der Punkt, dass ich dort wohnen würde, überzeugt; ich musste nur hoffen, dass ich die Familie von mir überzeugen könnte.

Aber wer stand schon Schlange und bat darum, Haushaltshilfe zu werden?



Ich duschte schnell und war für die Möglichkeit dankbar, obwohl die meisten es als eine Dusche aus der Hölle bezeichnen würden – das Wasser wurde nicht richtig warm, und ich benutzte für meinen

gesamten Körper nur ein kleines Stück Seife, das der letzte Mieter dieses Zimmers zurückgelassen haben musste.

Vor dem Spiegel stehend, wischte ich den Dampf von der beschlagenen Scheibe. Ich atmete tief aus und fühlte mich niedergeschlagen, weil ich so fertig aussah. Meine Haut hatte jegliche Ausstrahlung verloren und wirkte glanzlos, mein langes, dickes, schwarzes Haar war zu einem schrecklichen Knoten hochgesteckt. Ich strich mit einem Zeigefinger über meine Augenbrauen und biss die Zähne zusammen, weil sie so buschig waren.

Ich war nicht annähernd vorzeigbar, um in Charlottes prestigeträchtigem Country-Club-Viertel ein Vorstellungsgespräch zu führen.

Doch nachdem ich eine weitere Nacht im Motel bezahlt und den Rest für Essen und Kleidung beiseitegelegt hatte, blieb mir nichts anderes übrig.

Meine Gedanken wurden jäh unterbrochen, als ein Klopfen an der Tür ertönte. Ich schlang das Handtuch fester um mich.

»Demi! Wir wissen, dass du da drin bist!« Ein boshafte Lachen ertönte.

»Demi, Baby ... komm schon. Wir brauchen dich. Du weißt, dass dein Job noch nicht erledigt ist«, spottete eine andere Stimme.

Meine Handflächen wurden feucht und meine Beine zitterten, während mein Atem stockte. Das Klopfen wurde rhythmischer, die Stimmen vermischten sich, als Flecken meine Sicht trübten. Mein Kopf fühlte sich taub an, und ehe ich mich versah, war ich auf den Knien und hatte eine Panikattacke, aus der es kein Entkommen gab.

Panikattacken waren eine ganz andere Form der Grausamkeit. Man wusste oft, dass man sie hatte – man spürte sie psychisch und physisch –, aber egal, wie sehr man hoffte, sie mögen aufhören, man musste sie einfach aussitzen.

Nur saß ich sie nicht aus. Ich kroch auf allen Vieren wie ein wildes Tier über den fleckigen, dreckigen, grünen Teppich und griff nach der Schere, die mit meinem getrockneten Blut beschmiert war.

»Ah!«, schrie ich, als ich sie mir in den Oberschenkel rammte. Ich schlug mir schnell die Hand vor den Mund. Wiederholt blinzeln schaute ich zur Tür und stellte fest, dass die Rufe verstummt waren. *Es geht mir gut.*

Schweiß tropfte mir von der Schläfe, während Blut an meinem Bein hinunterlief. Ich stand nackt auf, ging langsam zum Fenster und schob den dicken Vorhang um weniger als einen Zentimeter zur Seite und atmete erleichtert aus.

Es war niemand da. Der Parkplatz war größtenteils leer, bis auf eine Frau, die bei den Verkaufsautomaten rauchte.

»Es geht dir gut, Demi.« Ich umfasste meine Oberarme und rieb sie. Ich musste mich zusammenreißen. Ich musste es tun ... *für sie.*





## KAPITEL 3

Ich hatte den Rest des Tages damit verbracht, meine wenigen Habseligkeiten in eine Mülltüte zu stopfen und sie zu verschnüren. Ich schnappte mir den ausgedünnten Stapel Bargeld unter der Matratze und machte mich auf den Weg zu einem Secondhand-Laden im wohlhabenderen Teil der Stadt. Reiche Leute warfen die schönsten, kaum getragenen Designersachen in ihre örtlichen Goodwill-Sammelbehälter. Das war die Zwei-Dollar-Busfahrt wert.

Der staubige Geruch von Goodwill schlug mir sofort ins Gesicht, als ich aus dem Bus stieg. Innerhalb von Sekunden wühlte ich mich durch Kleiderbügel mit wunderschönen Designerstücken, die ich nur aus Modemagazinen kannte. Das hatte ich aus den Mülleimern eines Einzelhandels ausgegraben.

Ich brauchte ein komplett weißes Outfit, hatte aber kein Glück, bis ich mich umdrehte und einen umwerfenden Jumpsuit entdeckte. Ich presste die Lippen aufeinander und nahm ihn von der Kleiderstange. Der Stoff war glatt wie Butter, und ich war mir sicher, dass er mir passen würde. Jetzt brauchte ich nur noch weiße Schuhe, ein paar Haarspangen und Haargummis und musste vielleicht einen Abstecher in eine Drogerie machen, um eine Pinzette, Puder und Wimperntusche zu kaufen. Als ich über das Etikett des Outfits strich, sah ich, dass jemand seinen Namen auf die Rückseite gekritzelt hatte: *Navy Mian*. Achselzuckend ging ich zur Kasse.

Der Teenager hinter der Kasse war zu sehr mit einer SMS beschäftigt und beachtete mich nicht. Nicht einmal, als ich meine Ausbeute auf den Tresen legte. Als ich mich räusperte, schnaubte er, als wäre ich eine solche Unannehmlichkeit, weil ich bei ihnen einkaufte.

»Da ist ein kleiner Riss am Bein des Overalls. Ich hätte gern zwanzig Prozent Rabatt.« Ich zeigte auf den Riss – den ich verursacht hatte, indem ich meinen Nagel in die empfindlichen Fäden gerammt hatte, weil ich wusste, dass ich so Geld sparen würde.

»Mehr als zehn kann ich dir nicht geben, Sis.« Er trank einen großen Schluck von seiner Tankstellenlimonade, bevor er sein Telefon wieder in die Hand nahm.

»Fünfzehn, und ich erzähle deinem Filialleiter nicht, dass du dir auf deinem Handy Pornos ansiehst.« Ich zuckte mit den Schultern, als ihm der Mund offen stand.

»Gut.« Er scannte meine Artikel, und als er mir die Gesamtsumme nannte, hatte er mir tatsächlich die zwanzig Prozent Rabatt gegeben, um die ich ursprünglich gebeten hatte.

Mit meiner Tasche in der Hand trat ich durch die Tür und rümpfte die Nase. Der Duft von etwas Leckerem umwehte mich, mein Magen knurrte. Ich hatte nicht mehr genug Geld für Essen übrig, also würde ich mich heute Abend mit Essen aus dem Automaten begnügen müssen.

Schmollend ging ich in den Drogeriemarkt und holte mir schnell Puder, Lippenstift und Wimperntusche aus dem Ausverkauf. Der Puder war zwei Nuancen zu dunkel für meine Haut, und der Lippenstift würde an mir auf jeden Fall orange aussehen. Ich steckte die Wimperntusche und den Lippenstift in meine Goodwill-Einkaufstasche und schaute mich nervös um, bevor ich zur Kasse ging und den Puder bezahlen wollte.

»Hast du einen schönen Tag, Süße?« Die ältere Frau hinter dem Tresen lächelte strahlend.

»Mm-hmm ...« Ich wandte meinen Blick ab. Irgendetwas an ihr machte mich nervös. Vielleicht war es die Art, wie sich ihre Falten um ihre Augen abzeichneten, wenn sie lächelte, oder ihr

südländischer Akzent ... oder vielleicht waren es die Perlen um ihren Hals.

Vielleicht war es die Art und Weise, wie sie fremd und doch vollkommen vertraut wirkte.

Mein Herz schlug mir bis zum Hals. »Wohnst du hier in der Nähe?«, fragte sie, während sie langsam die kleine Puderdose einpackte.

»Warum?« Ich blickte zu ihr auf, in mir kochte Wut hoch.

Mein Tonfall verblüffte sie sofort. »Es ... es tut mir leid, Süße. Ich wollte nicht neugierig sein.« Sie riss die Quittung aus dem Bondrucker und reichte sie mir.

»Die Gastfreundschaft des Südens rechtfertigt es nicht, eine neugierige, alte Dame zu sein«, spuckte ich aus, bevor ich aus dem Laden eilte.

Der Tag verging wie im Flug. Und ich war dankbar dafür. Dass ich morgen ein Vorstellungsgespräch hatte, gab mir etwas, worauf ich mich freuen konnte, und einen Funken Hoffnung, dass ich nicht mehr an Parkbänke gebunden sein, gelegentlich in einem billigen Motel übernachten oder um meine nächste Mahlzeit bangen würde.

Ich war so weit gelaufen, wie ich konnte. Die Sonne ging schon unter. Ich wusste, dass ich ohne ein Auto nicht weit kommen würde, aber ich hatte nur noch zwanzig Dollar. Als ich mich umsah, stellte ich mich an den Rand der Straße und streckte meinen Daumen heraus.

Konnte man so wirklich trampen? Einen Versuch war es wert, schließlich wollte ich nicht meine letzten Dollar für eine Busfahrt ausgeben.

Eine Stunde verging, und niemand hielt an. Ein paar Idioten brüllten mich an, während ihre Köpfe aus dem Fenster hingen. Ich konnte nicht anders, als mit den Augen zu rollen und die Lyrics von »No Scrub« von TLC zu summen. Das brachte mich zum Lächeln – etwas, das ich selten tat. Es war das erste Lied gewesen, das ich jemals in Amerika gehört hatte. Die ganze Zeit über hatte ich gedacht, die Sängerin würde über einen Spülschwamm singen.

Schließlich hielt tatsächlich ein Auto an. Es war eine Frau. Das beruhigte mich nicht, denn es war eine Frau mit einem vertrauensvollen Gesicht, die letztlich dazu beigetragen hatte, mein Leben zu zerstören.

»Hey, alles okay?« Sie hatte ihren Warnblinker eingeschaltet. Als ich vorsichtig näher kam, konnte ich sie besser sehen.

Sie konnte nicht älter als dreißig sein, auf dem Rücksitz sah ich ein Kleinkind in einem Autositz, das kichernd auf sein Tablet starrte.

»Ich habe mein Portemonnaie und mein Handy verloren und muss dringend zurück nach East Charlotte ... Ich wohne im Super-7-Motel.« Ich schaute auf meine abgetragenen Old-Navy-Flip-Flops hinunter.

Die Klimaanlage in ihrem Auto sorgte für einen Moment des Trostes, weil die Sommerhitze noch immer unerträglich war, obwohl die Sonne bereits untergegangen war.

»Ich müsste einen kleinen Umweg fahren, aber ich würde mich schrecklich fühlen, wenn ich nicht helfen würde. Spring rein.« Sie wirkte leicht unruhig und sah auf das müde Kind auf dem Rücksitz.

»Danke.« Schnell öffnete ich die Tür und schlüpfte hinein. Das weiche, beigefarbene Lederinterieur war atemberaubend, der Duft von Jasmin zog durch den Innenraum.

»Ich bin Raina, und das ist mein Sohn Kai.« Sie schenkte mir ein kleines Lächeln.

»Ich bin Demi.« Ich nickte und hielt dem uninteressierten Kleinkind meine wackelnden Finger hin. Sie fuhr nicht los, sondern starrte mich bloß an. Ich runzelte die Stirn, öffnete die Hände und fragte: »Stimmt etwas nicht?« Ich versuchte, meinen Unmut zu verbergen. Diese junge Mutter mit ihrer teuren Lululemon-Freizeitkleidung fragte sich wahrscheinlich, warum sie mich in ihr Luxusauto gelassen hatte.

»Anschnallen, bitte.« Sie zeigte auf meinen Sicherheitsgurt. Ich konnte mir ein Lachen nicht verkneifen.

Ich schüttelte den Kopf und unterdrückte das übermäßige Grinsen, das sich auf meinem Gesicht abzeichnete.

Sie lachte laut auf und nickte. »Ja, ich bin so eine Mutter. Ich bin zwar erst neunundzwanzig, aber seit ich diesen kleinen Kerl habe ... ist es, als wäre ich um ein paar Jahrzehnte gealtert, und jetzt bin ich nur noch Mutter. Na ja, das, und eine ziemlich gute Dermatologin.« Sie strich mit der Hand über ihre glatte Wange.

»Ist das nicht ein Hautarzt?«, fragte ich neugierig, während ich mich anschnallte.

»Jap.« Sie warf einen Blick über die Schulter, überprüfte die Spiegel auf nahenden Verkehr und bog wieder auf die Straße.

»Ich habe morgen ein Vorstellungsgespräch. Hast du irgendwelche Tipps, wie ich auf magische Weise weniger wie ein Mädchen aussehe, das im Motel 7 übernachtet, und mehr wie ... naja, *du*?«, fragte ich leise, während ich peinlich berührt an meinen Fingern herumspielte.

Sie warf mir einen kurzen Blick zu, behielt aber während der Fahrt ihre Hände auf zehn und zwei.

»Weißt du was ...? Willst du zu uns zum Abendessen kommen?« Sie presste die Lippen zusammen und fuhr weiter.

»Warmes Essen?«, fragte ich aufgeregt.

Sie lächelte. »Ja, warmes Essen.«

Und einfach so bog sie mit ihrem Auto auf den Highway ab und fuhr in die entgegengesetzte Richtung des beschissenen Motels, in dem ich wohnte, und zurück in die reichere Gegend von Charlotte.

»Du bist doch keine Vorstadt-Serienmörder-Mami, oder?« Ich stieß ein leises, nervöses Lachen aus.

Als wir die Ausfahrt nahmen und an einer Ampel hielten, griff sie an ihre Tür und holte ihr Portemonnaie heraus. Sie öffnete es und zeigte mir ihren Führerschein und eine Visitenkarte.

**Raina Kumar, M.D.**

**Dermatologie in Süd-Charlotte**

»Ich verspreche, dass ich keine Vorstadt-Serienmörder-Mami bin.« Sie tätschelte meine Hand. Ich sah sie an, bevor ich über meine

Schulter zu Kai schaute, dem kleinen Jungen, der gerade dabei war, einzuschlafen.

»Tut mir leid, ich bin nur ...« Ich begann zu sprechen, als sie eine weitere Kurve nahm.

»Demi, du solltest diese Fragen stellen. Es ist eine gefährliche Welt.«

Ehe ich mich versah, hielten wir vor einem riesigen, kunstvoll gearbeiteten Tor. Mir blieb der Mund offen stehen. Raina tippte einen Code ein. Dann kratzte das Tor über die Auffahrt, als es sich öffnete. Das Geräusch jagte mir einen Schauer über den Rücken.

Wir fuhren durch ein Blätterdach von Bäumen, die die sauber getrimmten Rasenflächen mit kunstvollen Blumen säumten und die schönsten Häuser einrahmten, die ich je in meinem Leben gesehen hatte.

»Verdammt«, hauchte ich, als ich die massiven Villen betrachtete. Es war eine andere Welt für sich. Eine Minute später bog Raina in die Einfahrt eines prachtvollen Stuckhauses ein, das von Scheinwerfern beleuchtet wurde. »Das ist dein Haus?« Ich sah zu Raina hinüber, die Kai aus seinem Autositz holte.

»Nur so lange, bis die Besitzer von ihrer Reise nach London zurückkommen«, antwortete Raina, ihr Gesicht völlig emotionslos.

In der Einfahrt frierend, sah ich sie an, bis sie in Gelächter ausbrach.

»Demi, das war ein Scherz. Wir leben hier. Versprochen.«



## KAPITEL 4

Als wir das Haus betraten, fühlte ich mich, als würde ich das Biltmore Estate besuchen – ein Ort, den ich unbedingt einmal besuchen wollte, nachdem ich eine Broschüre gefunden hatte. Diese Broschüre hatte mir durch die schwierigsten Momente meines Lebens geholfen. Ich hatte mir vorgestellt, dort eines Tages leben und ein verschwenderisches Leben führen zu können. Ich war eine Idiotin gewesen, das zu glauben. Aber jetzt war ich hier und drehte mich im Foyer des Hauses einer völlig Fremden und staunte ehrfürchtig.

Das Innere war noch beeindruckender als das Äußere, wenn das überhaupt möglich war. Die Decke war mit goldenen Ornamenten verziert, die Wände hatten einen atemberaubenden marineblauen Farbton, und an einer Wand waren Regale eingebaut, die sorgfältig mit prächtigem Schnickschnack und Bilderrahmen dekoriert waren. Eine smaragdgrüne Samtcouch stand auf einem üppigen Teppich, die Sessel waren in einer tiefgoldenen Senffarbe gehalten, und alles hatte dieses böhmische, pfauenfarbige und doch luxuriöse Ambiente.

»Dein Haus ist atemberaubend.« Ich sah zu Raina hinüber, die ihren schlafenden Sohn trug. Sie war wunderschön. Ihre Augen waren hellbraun, ihr Haar rabenschwarz wie meines, nur glänzte es und war gepflegt. Ihre Haut war braungebrannt, ihr Make-up per-

fekt aufgetragen. »Stammst du aus Indien?«, fragte ich, als sie sich die Schuhe auszog und ihre Tasche vorsichtig abstellte.

»Ich bin hier in Charlotte geboren, aber meine Mutter kommt aus Persien und mein Vater aus Indien. Wir sind wirklich in dieser Kultur aufgewachsen. Ich bringe Kai in sein Bett, aber bitte, fühle dich wie zu Hause. Ich bin in einer Minute wieder da.« Raina lächelte mich an und ging die geschwungene Marmortreppe hinauf.

Ich zog meine schmutzigen Flip-Flops aus und legte sie ordentlich neben Rainas Golden-Goose-Sneakers.

Einen Moment lang fühlte ich mich schlecht, dass jemand, der so schmutzig war wie ich, einen so schönen Ort besuchte. Hier war ich, in einem Haus, das locker fünf Millionen Dollar kosten musste, mit einer Goodwill-Tasche in der Hand.

Seufzend ließ ich meine schwieligen, rauen Füße über die herrlich glatten Böden gleiten. Sie waren nicht aus Holz oder Teppich, sondern aus Marmor, genau wie die Treppe.

Ich hatte noch nie ein Haus mit Marmorböden gesehen, geschweige denn betreten. Ich ging zu den Einbauregalen und sah mir die goldgerahmten Fotos an – meist Schwarz-Weiß-Aufnahmen von Kai und Raina – und als ich auf die andere Seite ging, hob ich ein großes Hochzeitsporträt hoch.

»Es ist zehn Jahre her, aber es kommt mir vor wie gestern.«

Eine Stimme erschreckte mich. Als ich mich ruckartig umdrehte, rutschte mir der Rahmen aus den Händen und krachte auf den Boden.

»O nein!«, rief der große, gutausschende Mann, der nun zu meinen Füßen auf dem Boden hockte.

Ich wich vom Glas zurück und hielt mich an der Kante des Einbauschranks fest. »Es tut mir so leid!« Ich zuckte zusammen, als er die Scherben von dem nun zerbrochenen Rahmen schob.

»Demi, alles in Ordnung?« Raina stand am Fuß der Treppe und blickte zwischen uns beiden hin und her.

»Ich habe ihn nicht kommen hören und es tut mir so leid. Ich kaufe euch einen neuen Rahmen«, stammelte ich, obwohl ich nur



noch zwanzig Dollar hatte. Und so wie der Rahmen aussah, hätte ich am Ende noch zwei Nullen hinzufügen müssen, um bezahlen zu können.

»Nein, nein ... ist schon okay. Ich mache immer Witze darüber, dass Jax unglaublich leichtfüßig ist.« Raina grinste. »Das ist mein Mann, Jax Roberts. Jax, das ist meine neue Freundin Demi.« Sie verdrehte leicht die Augen, als er mit den Glasscherben auf ihrem Hochzeitsfoto aufstand.

»Freut mich, dich kennenzulernen, Demi. Wohnst du hier in der Nähe?«, fragte er höflich.

»Nein. Ich bin neu in der Stadt.« Ich blickte wieder auf meine Füße. Plötzlich war ich entsetzt, dass ihr Mann nur Zentimeter von meinen ungepflegten Zehennägeln und den mit Schmutz und Dreck befleckten Füßen entfernt stand.

»Nun, Raina ist das, was wir eine Sammlerin nennen. Sie liebt es, neue Freunde zu finden, und ich bin sicher, dass sie dir gern die Stadt zeigen würde.« Er hielt inne, betrachtete mich kurz, bevor er mir wieder in die Augen sah.

»Hast du eine Arbeit?« Raina räusperte sich und sah ihn abweisend an.

Eigentlich hatte ich vorhin schon etwas dazu gesagt, aber vielleicht hatte sie es vergessen. »Tatsächlich habe ich morgen ein Vorstellungsgespräch bei diesem Chirurgen, Dr. Ivory.« Ich kaute nervös auf meiner Unterlippe.

Jax' Gesichtsausdruck änderte sich. »Dr. Ivory?«

»Ja, kennt ihr ihn?«

»Demi, er wohnt direkt bei uns in der Straße.« Raina schaute zu mir. »Warum setzt du dich nicht? Ich werde etwas zu essen für uns bestellen; es gibt da dieses tolle chinesische Restaurant, und ich bin sicher, du bist hungrig. Es ist Zeit fürs Abendessen.« Sie winkte mich zu dem Samtsofa. Mein Magen knurrte laut, als ich mich darauf sinken ließ. Raina zückte schnell ihr Handy, um die Bestellung aufzugeben.

Jax räumte das Chaos auf und ging aus dem Raum. Aber ich hörte ihn nicht. Ich schaute über meine Schulter und auf seine Füße.

Er trug diese seltsam aussehenden weißen Schaumstoffpantoffeln. *Kein Wunder, dass ich ihn nicht gehört habe.*

»Was sind das für Schuhe?«, fragte ich Raina, die gerade die Bestellung auf ihrem Handy aufgegeben hatte.

»Die? Gefallen sie dir? Das sind meine Lieblingspantoffeln«, antwortete sie mit einem Lächeln. Ich blickte auf ihre gepflegten Füße hinunter, die in rosa Hausschuhen steckten.

»Nein, die von deinem Mann«, sagte ich leise.

Raina legte den Kopf schief und sah tief in Gedanken versunken aus. »Jax ist sehr darauf bedacht, dass seine Füße weich und sauber bleiben. Die hat er von einem ... Podologen, glaube ich.« Sie zuckte mit den Schultern und legte ihr Handy auf den glatten Couchtisch vor uns.

Ich nickte und stellte meine kleine Einkaufstasche auf dem Boden neben meinen Füßen ab. Es war mir peinlich, dass der Mann, der eindeutig einen Fußfetisch hatte, meine hässlichen Füße gesehen hatte.

»Also, Demi, erzähle mir mehr über das Vorstellungsgespräch bei Ian.«

»Ian?«

»Dr. Ivory.« Raina zog ihre Beine auf das Sofa und setzte sich in einen Schneidersitz.

»Oh, richtig. Ian Ivory. Ich habe mich beworben als –« Ich brach mitten im Satz ab. Da saß ich nun vor einer hinreißenden, erfolgreichen Dermatologin, die nur ein Jahrzehnt älter war als ich. Ihr ganzes Leben war ein einziger Gegensatz zu meinem. Ich konnte ihr nicht sagen, dass ich mich im Grunde genommen um die Stelle als leitende Toilettenschrubberin in der Villa am Ende der Straße beworben hatte.

Also log ich.

»Ich habe mich als seine neue Assistentin beworben. Ich kümmerge mich um medizinische Abrechnungen, schätze ich.« Meine Schultern waren steif, meine Brust angespannt, und ich kam mir dumm vor, weil ich gelogen hatte. »Seid ihr gute Freunde?« Mir wurde schnell klar, dass ich gerade über jemanden gelogen hatte,

der nur ein paar Häuser weiter wohnte und möglicherweise einer ihrer engeren Freunde sein könnte.

»Nein, nein ... ganz und gar nicht. Sie sind ein bisschen ... exzentrisch. Aber ich weiß, dass Ian und Daphne sehr wählerisch sind, wen sie in ihrem Haus und in ihrer Praxis beschäftigen. Willst du diesen Job wirklich?« Raina verschränkte ihre Hände.

»Ich will diesen Job nicht, ich *brauche* diesen Job.« Ich atmete aus, und gerade, als sie ihre Lippen öffnete, um etwas zu sagen, klingelte es an der Tür.